

## Tanzen in Fesseln

Eine Übersicht über die Architektur in Berlin im 21. Jahrhundert. Die Architektur in Berlin schaut auf eine außergewöhnlich produktive Dekade zurück, auch wenn in der Tagespresse die negativen Schlagzeilen überwogen. Dies lag vor allem an den großen Projekten der verschiedenen öffentlichen Hände: am Flughafen BER, der im Oktober 2020 endlich in Betrieb genommen werden konnte, am neuen Museum auf dem Kulturforum von Herzog & de Meuron, das sich jetzt im Bau befindet und dem seine backsteinerne Großform mit Satteldach die Vergleiche mit Supermärkten und Scheunen einbrachte, verbunden mit der Frage, ob das denn wirklich die passende Architektur zwischen Neuer Nationalgalerie und Philharmonie sei. Und das lag am Stadtschloss, dessen Eröffnung zum Jahresende 2020 kurzfristig verschoben wurde, dessen Räume man jedoch bereits in vollem Umfang besichtigen konnte. Insbesondere der Flughafen und die Rekonstruktion des Schlosses dominierten die Schlagzeilen, wobei sich der Diskurs leider meist auf Fragen nach Kosten und Zeitplan beschränkte. Dabei gäbe es im Bezug auf die Architektur ganz andere Fragen, die sich hier aufdrängen.

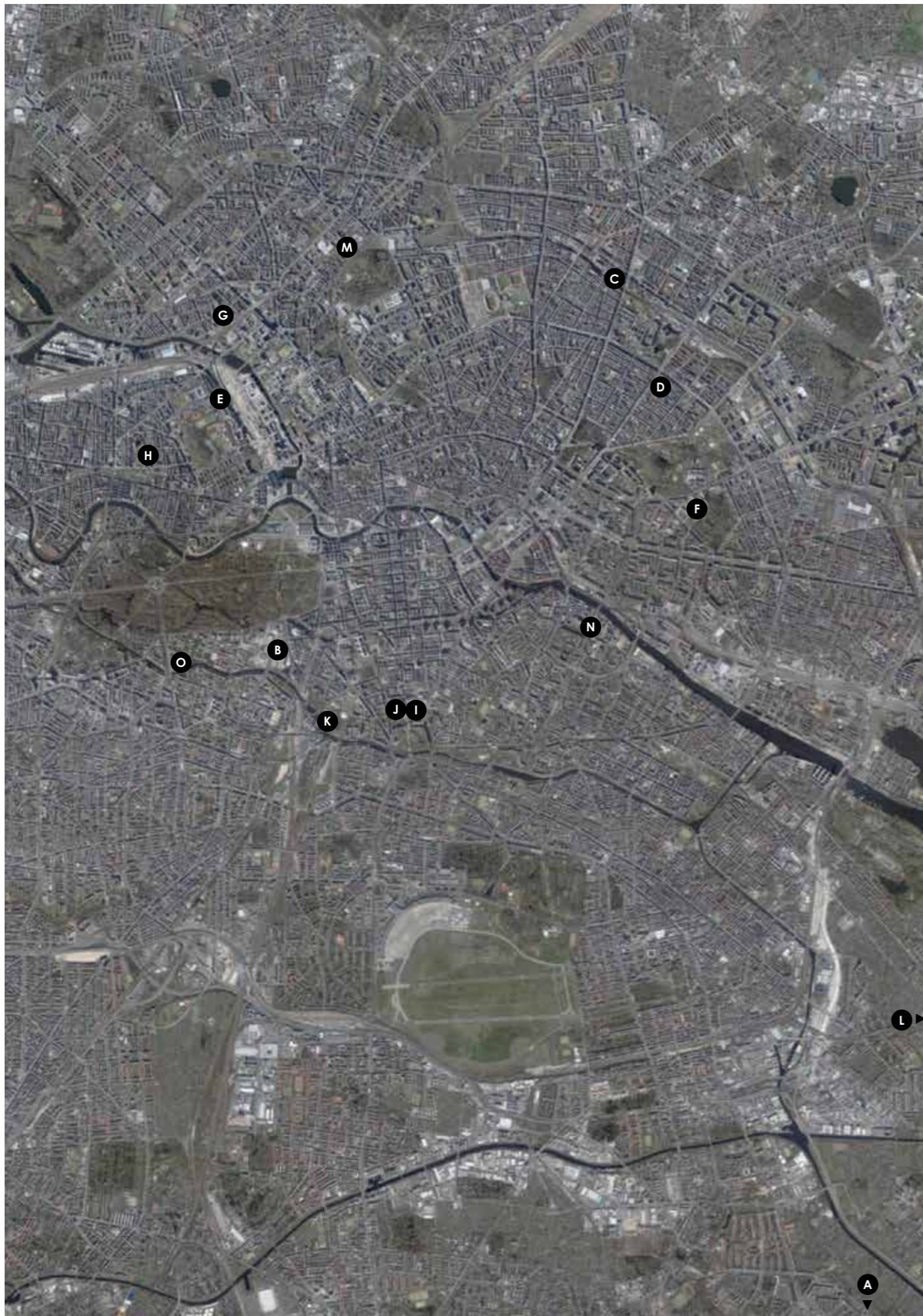


FOTO: GEOBASIS-DE/LGB, GEOPORTAL BERLIN, CNES/AIRBUS DS, EARTHSTAR GEOGRAPHICS

Text:  
Florian Heilmeyer



### Berliner Dreiklang: The Big, the Bad, the BER

Dabei ist der Flughafen ein überraschend überzeugendes Stück sachlicher, unaufgeregter Architektur geworden. Die größte Leistung von Gerkan, Marg und Partner ist sicher, dass man dem Gebäude den jahrzehntelangen Streit und all die Umpfanungen letztlich nicht ansieht. In Bezug auf die Gestaltungsfreiheiten sprach Meinhard von Gerkan schon 2014 in einem Interview mit der BauNetzwoche von einem „Tanz in Fesseln“: Man könne „keine Bewegung machen können, ohne dass sofort die Ketten klingeln“. Dieses Kettenrasseln ist nun nicht mehr zu hören. Insbesondere die luftige Haupthalle mit ihrem Dach voller Mies-van-der-Rohe-Zitate lächelt leicht über ihre Vorgeschichten hinweg. Das ist beim Stadtschloss anders, wo es den neu hinzugefügten Teilen von Franco Stella an keiner Stelle gelingt, eine spannungsvolle Balance mit den rekonstruierten Fassaden zu erzeugen: Nicht in der gedruckenen „Passage“, nicht im Schlüterhof, vielleicht ansatzweise in der überdachten Eingangshalle (spaßeshalber darf man hier zur Rasterdecke hochschauen und kurz an den Flughafen denken) und ganz sicher nicht bei der neuen Ostfassade zur Spree. Natürlich lag dieses Projekt von Anfang an in den engen, politisch gesetzten Fesseln zwischen rekonstruierten Fassaden und modernem Inneren. Dennoch hätte es Gelegenheiten zum Tanz gegeben. Vor allem die Ostseite ist in dieser Hinsicht eine herbe Enttäuschung. Hier, wo der moderne Unterbau seine historischen Kleider abstreift und über den Fluss zum Marx-Engels-Forum und zum Alexanderplatz hinüberblickt, hätte zwingend einer der stärksten Momente dieses Projekts gestaltet werden müssen. Was wäre alles möglich gewesen: Eine leichte, transparente und offene Struktur vielleicht, in der die Proportionen und Gestaltungsregeln der klassischen Fassaden abstrakt sichtbar werden und sich langsam im Jetzt auflösen. Oder wenigstens ein robuster Rohling mit kräftiger Fassade, den man hätte anfassen wollen, um seine Materialität zu begreifen. Stattdessen sieht es nun aus, als habe man einfach nur schnell fertig werden wollen.

Nein, wer gelungen gestaltete Kontraste zwischen Alt und Neu erfahren möchte, der geht besser ein paar Schritte weiter flussabwärts zur Museumsinsel und durch die James-Simon-Galerie ins Neue Museum. Oder in Richtung Brandenburger Tor und in die Staatsbibliothek Unter den Linden, deren Umbau durch HG Merz im November 2019 abgeschlossen wurde. 14 Jahre dauerten alleine die Bauarbeiten, aber ein Gang durch die alt-neuen Räume mit ihrer angenehm unaufdringlichen Deckenvielfalt zwischen Rekonstruktion und Inter-



A



B

A  
Das Terminal des neuen Flughafens Berlin-Brandenburg „Willy Brandt“ von Gerkan, Marg und Partner südlich der Stadtgrenze Berlins – seit dem 4. November in Betrieb

B  
Planung für das Museum des 20. Jahrhunderts am Kulturforum. Mitte: Westfassade mit Baumhof, unten: Südseite und Neue Nationalgalerie gegenüber

FOTO OBEN: MARCUS BREDT; MITTE UND UNTEN: HERZOG & DE MEURON

pretation lohnt sich. So wie übrigens auch der Besuch im Saal der überarbeiteten Staatsoper auf der anderen Straßenseite, dessen nagelneue Akustikdecke sich wohlgefällig ins Gesamtbild fügt und dabei die Funktion des Saals verbessert. Auch hier führten HG Merz Regie, und auch dieser Bau, wiedereröffnet 2017, erschien in der Presse vor allem aufgrund der Kosten- und Zeitplanüberschreitungen. Dabei rechtfertigt sich die hohe Umbauleistung leicht, wenn dadurch ein so komplexes Projekt zu einem so angenehmen Ergebnis führt. Nur beim Schloss fragt man sich, warum der Mut fehlte, für diesen zentralen Ort eine überzeugendere Lösung zu finden als die lustlose Rekonstruktion dieses auch städtebaulich so außerordentlich groben Klotzes aus der Vergangenheit.

### Die verschiedenen Fesseln der Architektur

Von Gerkans Bild einer Architektur, die in Fesseln zu tanzen versucht, scheint passend für das Baugeschehen in Berlin zu Beginn des neuen Jahrtausends. Natürlich entsteht alle Architektur immer unter Bedingungen – das liegt in der Natur der Sache. Das bedeutet aber auch, dass wir ihre Fesseln sichtbar machen müssen, dass wir die Gebäude nur als Ausdruck ihrer gesamten Rahmenbedingungen beurteilen können. In diesem Sinne ist zum Beispiel der kolossale Neubau von Kleihues + Kleihues für die BND-Zentrale in Berlin ein gelungenes Gebäude. Hier lautete ja der Auftrag an die Architektur, auf einem zehn Hektar großen Areal mitten in der Stadt einen Hochsicherheitstrakt anzulegen, der sich in aller Sichtbarkeit einer Interaktion mit der städtischen Umgebung verweigern muss. Diesen Auftrag haben die Architekten konsequent umgesetzt: die Verslossenheit und Verheimlichung in eine absolut generische Fassade mit 14.000 identischen Hochformatfenstern übertragen, wie wir sie insbesondere von den Regierungsgebäuden in Berlin seit den 1990er-Jahren gut kennen. Die BND-Zentrale ist – leicht verspätet vielleicht – das kolossalste Monument der „Berlinischen Architektur“ von Hans Stimmann. Hier passt diese Architektur zur Aufgabe – und ist damit hoffentlich auch der letzte Bau dieser Art. Eine Steigerung ist jetzt nicht mehr vorstellbar.

Einen anderen gefesselten Tanz erleben wir ein paar hundert Meter weiter westlich, wo auf dem ehemaligen Mauerstreifen nördlich vom Hauptbahnhof die Europacity seit gut fünf Jahren immer rascher aus dem Boden sprießt. Die Saat wurde 2009 gestreut, als der Senat den Masterplan von ASTOC festlegte – zu einer Zeit also, als sich die Stadt gerade vollständig aus dem Wohnungsbau

zurückgezogen und privaten Investoren das Feld überlassen hatte. Nun lassen sich die ersten 2/3 dieses neuen Stadtteils durchwandern, die Liste an beteiligten Architekten liest sich dabei allerdings vielversprechender als deren Gebäude: Max Dudler, Barkow Leibinger, Grüntuch Ernst, Volker Staab, KSP, Hadi Teherani, Miller & Maranta, EM2N, Robertneun – es ist ein guter, ein bunter Mix der zeitgenössischen Architektur. Aber Gebäude sind auch eine Sache ihrer Bauherren, und da liest sich die Liste anders: Da wird deutlich, dass das riesige Gebiet hauptsächlich von der eigens gegründeten Quartier Heidestraße GmbH sowie von der CA Immo errichtet wird, Letztere hatte 2007 die Bahntochter Vivico übernommen. Das sind private Bauträger, die ihre Projekte nach der Fertigstellung so komplikationslos und ertragreich wie möglich verkaufen wollen – und so sieht die Europacity eben aus: komplikationslos und ertragreich. Dass die Architekten in diesen Fesseln wenig erreichen können, sieht man auch an vielen anderen Stellen Berlins: Im Quartier um die Mercedes-Benz-Arena an der East Side Gallery, im „Diplomatenpark“ südlich des Tiergartens oder an der Wohnbebauung rings um den großartigen Park am Gleisdreieck (1997–2014), dessen beispielhaft vielfältige, robuste und auf die historischen Fragmente bezogene Gestaltung vom Atelier Loidl stammt. Dieser Park versteht es, elegant mit seinen Fesseln zu tanzen – der überwiegenden Zahl der Wohngebäude ringsum hingegen ist es nicht gelungen, sich von den Konventionen des Finanzmarkts zu lösen.

### Gruppenarbeit

Aber zum Glück sind in den letzten zehn Jahren überall in Berlin auch gelungene Gebäude entstanden, deswegen sprach ich zu Beginn von einem der vielleicht produktivsten Jahrzehnte in der Berliner Architekturgeschichte. Auch wollen wir es mit dem Bild vom gefesselten Tanz nicht übertreiben: Es ist ja nicht so, dass die Architektur immer will, aber nur selten kann. Es ist aber in jedem Fall so, dass bei allen gelungenen Beispielen die Architekten mit engagierten Bauherren gemeinsam an einem Strang zogen.

Im Wohnungsbau zum Beispiel sorgten lange Zeit die Baugruppen für Glanzlichter. Hier sind mit beschränktem Budget reihenweise progressive Gebäude entstanden, die mittelbar die Konventionen des Wohnungsbaus infrage gestellt haben: Von innovativen Grundrissen – in denen Fragen nach einem größeren sozialen Zusammenleben ebenso eine Rolle spielten wie die Verbindungen von Leben und Arbeiten sowie das Gefüge verschiedener Generationen – über konstruktiv-ökologische Fragen wie etwa zum Holzbau oder sozial





C



D



E

C  
Wohnanlage Zelterstraße 5 von Zanderroth Architekten, ein Komplex aus 23 Townhouses, 10 Gartenhäusern mit 12 Penthouses darüber und einem großen Gartenhof (2010)

D  
Wohnanlage über einem Supermarkt, Pasteurstraße 19–25, von Zanderroth Architekten (2017)

E  
Haus 6, Wohn- und Atelierhaus für eine Baugruppe von Sauerbruch Hutton (2017)

vielschichtigen Angeboten für das Umfeld. Die Auswahl der gelungensten Beispiele reicht vom „BigYard“ im Prenzlauer Berg mit seiner Mischung von Reihenhäusern und Geschosswohnungen (von Zanderroth, 2010) über die Pasteurstraße 19–25 (ebenfalls von Zanderroth, 2017) wegen ihrer Verzahnung von Alt und Neu zur Oderberger Straße 56 (von BAR Architekten, 2008) wegen ihrer radikalen Grundriss-Verschachtelungen, zum Ausbauhaus Neukölln (von Praeger Richter Architekten, 2014) wegen der von Lacaton Vassal entliehenen Idee, so viel Rohraum wie möglich für den Eigenausbau anzubieten, oder „Haus 6“ in Moabit (von Sauerbruch Hutton, 2017) mit seiner extrem offenen Grundrissgestaltung – und dem irritierenden Effekt einer vollständig verspiegelten Fassade.

Bis zur Mitte der 2010er-Jahre-Zeit entstanden in Berlin stets größere Baugruppen: Das „Spreefeld“ mit 44 Wohnungen in drei Häusern (von BAR, Carpaneto.Schoeningh und Fat Koehl, 2014), die „Liebigstraße 1“ im Friedrichshain mit 144 Wohnungen in sechs Häusern (Zanderroth, 2015), das „urbane Dorf Holzmarkt“ mit Wohnungen, Ateliers, Gewerbeeinheiten, Park, Hotel und Restaurant (von Carpaneto.Schoeningh, Hütten & Paläste und Urban Affairs, seit 2012 in Entwicklung) oder der „Möckernkiez“ südöstlich am Park am Gleisdreieck mit 471 Wohnungen in 14 Gebäuden (Baufroesche, Roedig.Schop, Rolf Disch, Schulte-Frolinde und Baumschlager Eberle). Aber als man dann eben dachte, dass Berlin sich wohl komplett in Eigenbedarf bauen würde, da stiegen die Bodenpreise in so astronomische Höhen, dass sie auch die finanziell einigermaßen gut ausgestatteten Mittelschichtfamilien ausschlossen, die die Baugruppen in erheblichem Maße geprägt haben. So sind die Baugruppen heute wieder ein Nischenprodukt, das erschwingliche Grundstücke nur mit viel Glück oder in eher unattraktiven Lagen findet. Eine Karte der in den letzten fünf Jahren entstandenen Projekte würde die Verdrängung aus dem Zentrum illustrieren. So entstand zum Beispiel das Projekt „Hochstraße 6“ (Roedig.Schop mit Siegl und Albert Architekten) im Wedding direkt an den vielbefahrenen Gleisanlagen der Stadt- und Regionalbahn, während die Baugruppe „Walden 48“ in Friedrichshain (von Scharabi Architekten und Anne Raupach, 2020) mit 43 Wohnungen auf (!) einer Friedhofsmauer an der sehr lauten Landsberger Allee gebaut wurde. Auch das Genossenschaftsprojekt „Lynarstraße 38“ (von SchaeferWenningerProjekt) liegt unmittelbar an den Gleisen im Wedding. Auf 6.000 Quadratmetern sind hier 98 Wohneinheiten teils als Clusterwohnungen entstanden, die Hälfte als Sozialwohnung mit 6,50 Euro Nettokaltmiete. Im Erdgeschoss sind eine Kita, ein Verein für die Obdachlosenhilfe, eine So-

FOTOS OBEN UND MITTE: SIMON MENGES; UNTEN: JAN BITTER



F



G



H

F  
„Walden 48“, Mehrfamilienhaus in Holzbauweise mit mehr als 40 Wohnungen, Friedrichshain (2020), ARGE Scharabi/Raupach

G  
„Wohnen und Werken im Wedding“, Lynarstraße 38: Wohnbau mit 98 Wohn- und sieben Gewerbeeinheiten von SchaeferWenninger (2019)

H  
Vorgefertigt: „Wohnregal“ von FAR Frohn & Rojas (2019)

zialstation sowie ein frei anzumietender Projekt-raum untergebracht; über dem Erdgeschoss ist das Gebäude ein reiner Holzbau.

Andere Architekten sind ihre eigenen Bauherren, wie Marc Frohn bei seinem „Wohnregal“ in Moabit (von FAR Frohn & Rojas, 2019), Jörg Ebers bei seinem Atelierhaus in der Ritterstraße (2014) oder BCO Architekten, die für ihr Projekt „Ritterstraße 8“ in Kreuzberg Teil der Gewerbebaugruppe waren, die Grundstückskauf und Neubau initiierte. Sind das die letzten Glücklichen gewesen, die günstige, vom Markt noch nicht entdeckte Inseln in den alten Westberliner Zentrumsbezirken finden konnten? Die Kreuzberger Ritterstraße jedenfalls, unmittelbar am Moritzplatz in bester Zentrums-lage, hat sich in kürzester Zeit in ein Eldorado für Großinvestoren verwandelt, die derzeit auf engstem Raum acht Gewerbebauten in nur zwei Blöcken bauen lassen. Nun ist es ja nicht so, dass bei diesen Projekten keine gelungene Architektur entstehen könnte. Vielmehr sehen drei der Projekte im aktuellen Planungsstand recht vielversprechend aus (von Richter Musikowski, bfs-architekten und Thomas Hillig); allerdings ist doch zu sehen, dass diese mit anderen Fesseln tanzen müssen.

Aktuelle IBAs  
in Berlin

Und vom Alex rollt bereits die nächste Welle heran. Dort hatte man den alten Masterplan von Helge Timmermann und Hans Kollhoff von 1993 schon vergessen, aber natürlich gilt er immer noch: zehn 130 bis 150 Meter hohe Hochhäuser hatte Kollhoff rings um den Alex vorgesehen. Lange fanden sich keine Investoren dafür, aber nun sind drei Hochhäuser im Bau. Es ist bezeichnend für den Markt, dass alle drei nun Wohnhochhäuser geworden sind: Frank Gehry plant hier für den amerikanischen Konzern Hines, Ortner & Ortner für den russischen Konzern MonArch und Sauerbruch Hutton für den Real-Estate-Investment-Trust Covivio mit Hauptsitz in Frankreich. So wird der Alexanderplatz nun – unabsichtlich – zum Schauplatz einer Internationalen Bau-Ausstellung des privaten Wohnturmbaus. Über deren Qualitäten für die Stadt werden wir reden müssen, wenn die Türme fertig sind. Eine ganz andere IBA ist um die 1960er-Jahre-Betonmarkthalle des ehemaligen Westberliner Blumengroßmarkts in Kreuzberg entstanden, vis-à-vis des Jüdischen Museums. Hier ist es 2011 einer breiten Bürgerinitiative um die Gruppe „Stadt Neudenken“ gelungen, Senat und Bezirk zu überzeugen, die städtischen Grundstücke nicht gegen Höchstgebot, sondern nach Nutzungskonzept zu vergeben. Aus diesem ersten Berliner Konzeptvergabeverfahren sind vier vielfach preisgekrönte





I



J

I  
Integratives Bauprojekt  
am ehemaligen Blu-  
mengroßmarkt von  
der ARGE ifau/Heide &  
von Beckerath mit 66  
Wohneinheiten, Atelli-  
er- und Gewerbeflä-  
chen (2018)

J  
In Kreuzberg ist 2019  
der Wohn-Arbeits-  
Kreativwirtschafts-  
hybrid „Frizz23“ von  
Deadline realisiert  
worden.

Gebäude entstanden wie das Hauptgebäude der „taz“ (von E2A) mit seinen industriellen Großraumetagen und dem wuchtigen Fassadentragwerk, das Atelier-, Wohn- und Gewerbehäuser „lBeB“ (von Heide & von Beckerath und ifau – Institut für angewandte Urbanistik) mit seiner unglaublichen Grundrissvielfalt, die Gewerbebaugruppe „Frizz23“ (von Deadline Architects) sowie das „Metropolenhäuser“ mit 37 Wohnungen, sieben „Studios für Kreativgewerbe“, drei Wohn- und Gewerbemaisonetten (von bfstudio Architekten). Damit ist auch dieses Areal de facto eine kleine, aber sehr feine Bauausstellung darüber, wie gut Stadt von sehr unterschiedlichen Initiativen für den Eigenbedarf entstehen kann. Außer den gestiegenen Bodenpreisen gibt es keinen Grund, warum diese Vergabe nach Konzept nicht an möglichst vielen Stellen der Stadt wiederholt werden sollte.

#### Bauen für die Kunst

Seit der Jahrtausendwende ist außerdem eine weitere Gruppe von Bauherren in Berlin aufgetaucht, die wie die Baugruppen eine ganze Reihe bemerkenswerter, kleiner und mittlerer Projekte umgesetzt haben. Das ist die internationale Kunstszene, deren Aufblühen in Berlin zwar nicht erst mit dem Mauerfall begann, aber seitdem doch großen Schwung erfahren hat. Von den vielen Künstlern, Sammlern und Galeristen sind einige wenige inzwischen sowohl findig als auch solvent genug, um als Bauherren aufzutreten. Zu den Pionieren gehörten der Unternehmer Christian Boros mit seiner spektakulär klaustrophobischen Sammlungspräsentation im ehemaligen Hochbunker in Mitte (von Realarchitektur, 2008), die Künstlerin Katharina Grosse mit ihrer grandiosen Ateliermaschine auf einem alten Kasernengelände in Moabit (von AugustinundFrank Architekten, 2007) sowie die Initiative um Daniela Brahm und Les Schließer, die 2007 das ehemalige Rotaprint-Gelände im Wedding übernehmen konnte. Diesen drei so unterschiedlichen Pilotprojekten sind viele gefolgt, und heute ist kein Gebäude, kein Gelände mehr zu schwierig, um nicht in irgendeiner Form ein Kunstzentrum werden zu können. Die Ateliers der Künstler Jonathan Meese und Elmgreen & Dragset liegen in den ehemaligen Pumpwerken von Neukölln und Prenzlauer Berg. Der Sammler Désiré Feuerle zeigt seine Sammlung in einem flachen, wuchtigen Telekommunikations-Bunker (Umbau durch John Pawson, 2017). In Oberschöneweide ist aus dem Gelände des ehemaligen Kabelwerks der AEG ein Cluster aus Ausstellungsräumen, Werkstätten und großen Ateliers von unter anderem Alicja Kwade, Olafur Eliasson, Tomas Saraceno und Jorinde Voigt ent-

FOTO OBEN: ANDREW ALBERTS; UNTEN: MATTHEW GRIFFIN



K



L

K  
John Pawson gestal-  
te mit wenigen, aber  
wirksamen Eingriffen  
einen Weltkriegsbun-  
ker nahe dem Pots-  
damer Platz zum Aus-  
stellungsraum für  
die Sammlung Feuerle  
um (2016).

L  
Wo einst die Wasser-  
schutzpolizei der  
DDR wachte, wohnt  
und arbeitet heute das  
Künstlerpaar Anselm  
Reyle und Tanja Lincke.

FOTO OBEN: JOHN PAWSON; UNTEN: ROSHE

standen. Und im idyllischen Dahlem ist aus dem ehemaligen Atelier des NS-Bildhauers Arno Breker das kleine, öffentliche „Kunsthaus Dahlem“ geworden (Umbau durch Kahlfeldt & Kahlfeldt, 2015), während sich der Unternehmer Markus Hannebauer das Museum für seine private Videokunstsammlung in ein denkmalgeschütztes Gebäude einbauen ließ, das erst Luftgaukommando, dann Hauptquartier der US-Armee in West-Berlin gewesen war (Umbau durch Sauerbruch Hutton, 2019). Gerade diese letzten beiden kleinen Ausstellungshäuser im Südwesten demonstrieren den offenen und unverkrampften Umgang mit den baulichen Hinterlassenschaften der mehrfach gebrochenen deutschen Geschichte. Es ist die Kunstszene und in begrenztem Maße auch die Clubszene, die sich seit dreißig Jahren mit der Umnutzung von Gebäuden auskennt; hier ist man sich bewusst, wie aufregend solche Umnutzungen sein können, die den Bestand mit geringen Mitteln radikal umfunktionieren und dabei aber die Spuren der Geschichte sichtbar lassen. In Treptow haben sich der Künstler Anselm Reyle und seine Frau, die Architektin Tanja Lincke, das gemeinsame Atelier in den Bootshallen der DDR-Wasserschutzpolizei direkt an der Spree eingerichtet. Das Gelände haben sie mit den teilweise eingestürzten Fragmenten des langen Leerstands als „Ruinengarten“ inszeniert und 2017 ein Wohnhaus auf Stelzen dazugestellt, das nicht nur aussieht, als habe es möglicherweise schon vorher dort gestanden, sondern das gleichzeitig Anklänge der frühen brasilianischen Moderne zeigt. So einen Spagat muss man erstmal hinkriegen. Etwas weiter nördlich, in Lichtenberg, hat sich das Sammler-Paar Barbara und Axel Haubrok ein 18.000 Quadratmeter großes Gelände gesichert, auf dem einst die Fahrbereitschaft des ZK der SED untergebracht war; mit Arno Brandhuber haben sie zwei Neubauten aus Stahl und Polycarbonatplatten errichtet, die sich als schlicht-industrielle Bauten zum Gelände fügen, auf dem sich auch einige Kfz-Werkstätten und Autohändler niedergelassen haben. Die Haubroks sagen, dass sie die gewachsene Mischung auf dem Gelände erhalten wollen. Im Wedding hat sich eine Art Gewerbebaugruppe der Kunstszene an das stillgelegte Bezirks-Krematorium gewagt. Nach gar nicht so umfangreichen Umbauten – es ging vor allem um das Ausräumen und Neuordnen – ist dies seit 2015 das „Kulturquartier Silent Green“ mit Ausstellungs- und Veranstaltungshallen, einer Großküche, einem Plattenlabel, der Harun-Farocki-Stiftung und dem öffentlichen Filmarchiv des Arsenal-Instituts. Am Rande des Geländes steht seit 2019 ein langer, zweigeschossiger Neubauriegel mit Künstlerateliers. Entworfen vom Architekturbüro Kombinat





M



N



O

M  
Beim „Lobe-Block“ in Berlin Wedding besannen sich Brandhuber+, Emde, Burlon und Muck Petzet auf den Typus des Terrassenhauses.

N  
„Block + Void House“ von Bundschuh Architekten (2016)

O  
2015 gewannen Staab Architekten den Wettbewerb um die Erweiterung des Bauhaus-Archivs, 2022 soll der Anbau fertiggestellt sein.

hält dieser Riegel die Spannung zwischen dem Krematorium von 1910 und dem sozialen Wohnungsbau der 1960er-Jahre auf der anderen Straßenseite mit erstaunlicher Gelassenheit aus. Auch der „Lobe-Block“ im Wedding, das radikale Gewerbehausexperiment von Brandhuber+, Emde, Burlon und Muck Petzet mit seiner kaskadenartigen Terrassentreppe entstand für eine mutige Bauherrin aus der Kunstszene: Olivia Reynold, die schon vor Jahren aus London in den Wedding kam und die in diesem Haus Kreative, Kulturschaffende, soziale Dienste und Kinder zusammenbringen möchte. Zwei Jahre lang hat sie nach einer Bank gesucht, die bei der Finanzierung hilft, am Ende war das die GLS-Bank. Und auch das Experimentalthaus von Roger Bundschuh in der Kreuzberger Michaelkirchstraße wäre nicht denkbar ohne einen Geldgeber aus der Kunstwelt: Der Sammler, der nicht genannt werden möchte, wollte sich und seiner Familie ein Stadthaus als Zweitwohnsitz bauen, und als sich das Grundstück als zu groß erwies, entwickelte er mit Bundschuh zusammen die Idee, noch einen kleinen Turm mit sechs Eigentumswohnungen dazuzustellen. Dazwischen liegt nun ein kleiner, halböffentlicher Platz vor dem offenen Treppenhaus, das wie eine Skulptur zwischen die beiden Gebäude tritt, sie gleichzeitig trennt und verbindet.

Dass diese Wellen an kleineren Projekten immer wieder frisches Wasser bekommen, lässt einigermaßen zuversichtlich in die Zukunft der Architektur in Berlin schauen. So warten wir gespannt, wie sich das „Haus der Statistik“ mitten zwischen all den Hochhäusern am Alexanderplatz entwickeln wird, oder das rekommunalisierte Dragonerareal in Kreuzberg. Genauso schauen wir mit Spannung auf das 100 Meter hohe Wohnhochhaus, das der Unternehmer Thomas Bestgen am Anhalter Bahnhof als „vertikalen Kiez“ gestalten möchte, als „Hochhaus für Alle“, in dem neben hochpreisigen Eigentumswohnungen auch günstiger genossenschaftlicher Wohnraum, öffentliche und Gewerberäume auch in den oberen Etagen, Raum für soziale Träger und geförderte Mietwohnungen entstehen sollen. Und wir schauen auf die „Siemensstadt 2.0“, wo der Konzern bis 2030 600 Millionen Euro in eine „Smart City“ der Zukunft investieren möchte, oder auf den mutigen Anbau, den Staab Architekten bis 2022 neben dem Bauhaus-Archiv fertiggestellt haben wollen. Es wird also weiter getanzt werden in Berlin, mal mit mehr, mal mit weniger Fesseln.



Die Großraum-Pendelleuchten bestechen durch ihre enormen Abmessungen und eine Lichtleistung von mehr als 12.000 Lumen. Die Lichtkoordinatoren aus dem bestehenden Lichtzustand des Open spaces und einem betriebsrelevanten Anteil des Overlights eignen sich besonders für die Ausleuchtung des großen architektonischen Innenraums. Beide Lichtfunktionen sind getrennt dimmbar über die Befehlsung intelligenter Lichtsteuersysteme. [www.bega.com](http://www.bega.com)

**BEGA**



**Das gute Licht.**  
Für das Highlight im Raum.